JURIJ KOSSATSCH

ABEND BEI ROSUMOVSKY

Novelle

Jurij Kossatsch

ABEND BEI ROSUMOVSKY

Novelle

Verlag „Ukrainisches Wort“

Regensburg 1946

Übertragen von Maria Mirtschuk

Das Buch erscheint als Handschrift
Druck und Satz: Mittelbayerische Zeitung, Regensburg

VORWORT

Der „Abend bei Rosumovsky" ist ein Fragment der Biographie einer denkwürdigen Gestalt des alten Wien an der Schwelle des 19. Jahrhunderts.

Graf Andreas Rosumovsky, einer der glänzendsten Diplomaten des Zarenreiches, war der Nachkomme eines einfachen ukrainischen Kosaken Kyrylo Rosumovsky, der als Günstling der Kaiserin Elisabeth bis zur Würde eines Hetmans der Ukraine emporstieg. Im Jahre 1764 wurde er für die Befreiungsaktion seines Vaterlandes von der Unterdrückung, die er mit Hilfe Frankreichs durchführen wollte, von Katharina II. abgesetzt.

Hauptgegenstand der Erzählung bildet nun eine Episode, die sich am Tage der Erschießung des Prinzen von Enghien auf Napoleons Befehl in Vincennes (21. 3. 1804) und ein Jahr vor dem Ausbruch des dritten Koalitions-Krieges gelegentlich ständig bei Rosumovsky veranstalteter Kammerkonzerte, an denen auch L. van Beethoven teilnahm, abspielte; die uneingestandenen bei beiden vorhandenen Sympathien für den Aufbruch der revolutionären Demokratie, die den Fahnen „des berittenen Robespierre" folgte, treten bei Beethoven in seiner IX. Sinfonie und bei Rosumovsky in einem Aufflammen seines ukrainischen Patriotismus zu Tage.

Jurij Kossatsch, geboren 1909 in der West-Ukraine, vertritt die neoromantische Richtung in der ukrainischen Literatur der Gegenwart. Sein Werk umfaßt Gedichte, Novellen („Faden der Ariadne", „Die 13-Sektion", „Die zauberhafte Ukraine", „Nocturno b-moll"), Romane („Nebeldünste", „Chmelnytzkyj am Rubikon", „Eneas und das Leben der anderen"), wie auch Dramen („Die Belagerung", „Cyrce von Lolleo", „Das Jahr 1825", „Der Feind" u. a. m.). Die Erzählung „Abend bei Rosumovsky" wurde dem Novellenband „Die zauberhafte Ukraine" entnommen; sie war in den Jahren der deutschen Besetzung der Westukraine verboten.

Jurij Kossatsch

ABEND BEI ROSUMOVSKY

Fragment

Der Vorfrühling des Jahres, das in Wien unter dem Zeichen von Cherubinis „Anacreon", schlechtem Papiergeld und amtlichen Gottesdiensten für die Seelenruhe König Ludwigs und Marie Antoniettes begann, war neblig und stürmisch. Die Eisschollen auf der Donau waren längst vorbeigewandert, im Park von Schönbrunn und in den Gärten der Montecuccolli zeigten sich schüchtern grüne Knospen; dessen ungeachtet froren, ihrem heiligen Josef treu, die Störche auf den Wiesen hinter dem Prater. Der Berliner Gast, der Erfinder Jakob Degen mußte aus Rücksicht auf das schlechte Wetter die Vorführungen seiner fliegenden Ballone verlegen, was das „Wochenblatt für außergewöhnliche und gewöhnliche Nachrichten" zugleich mit der Ankündigung der neuen Oper Abt Voglers, „Somari" (eigens fürs Burgtheater geschrieben) und der Verleihung des Ordens vom Goldenen Vließ an Graf Stadion zur Kenntnis brachte. Die Modehelden hatten Angst, im Sprühregen die durch den Lykurg des Café Frascati — Thierry — herausgebrachte letzte Pariser Neuheit, den hohen Hut, den Zylinder, aufzusetzen.

An einem der regnerischen Abende dieses Vorfrühlings, am 21. März des Jahres 1804, ging ein unansehnlicher Mann die Landstraße hinauf. Unansehnlich deshalb, weil der dunkle, etwas abgetragene Rock und der leichte nach hinten geschobene Hut ihn durch nichts aus der Menge heraushoben, die weder Regenwetter noch Wind achtend nicht nach Hause eilte, sondern auf den Straßen herumstand. Sie betrachtete die kronen- und wappengeschmückten Kutschen und Berlinen, die mit Laternen und riesenhaften Lakeien auf den Trittbrettern schnell eine nach der andern dahinfuhren. Die schönen Pferde schnoben in der Feuchtigkeit, klirrten mit dem silbernen Pferdegeschirr und schlugen tänzelnd mit ihren Hufen das Pflaster. Unter den Rädern hervorspritzende Schmutzstrahlen trafen Kleid und Antlitz der Gaffer, die sich bemühten, die Ardenner des Fürsten Lichnowsky von den Arabern des Grafen Esterhazy, die Kutsche der Prinzessin Fefe Palmi vom Landauer der Gräfin Krasinska zu unterscheiden. Es wäre jedoch vergebens gewesen, in den Augen der Menge jene boshaften und feindseligen Funken zu suchen, die noch vor nicht allzu langer Zeit vor Bastille und Tuilerien zur Lohe entfacht worden waren. Die Blicke der Wiener Gaffer waren friedfertig, gütig und keineswegs feindselig.

Der Mann im dunklen Rock umging sie verächtlich; wurde es ihm aber lästig, sich durch das Gedränge zu winden, schritt er auf die andere Seite der Straße hinüber, wo es nicht so voll war.

„Unsinn, fürchterlicher Unsinn . . . dumme Stadt . . . ungebildete Leute . . . Fabrikanten von Zuckerwasser . . . solange die Wiener nur Wurst und Bier haben, werden sie nicht rebellieren . . . Ruhe, selige Ruhe Ihrer Apostolischen Majestät . . . " konnte jedweder, der zugehört hätte, vernehmen, denn der Mann sprach nicht allzu leise mit sich selbst, ging nicht zu schnell, auch nicht zu langsam, stieß den Stock mit silbernem Griff aufs Pflaster und kümmerte sich nicht um die Wagen noch um die Vorreiter, die nach gutem, alten Brauch ihr „gare" riefen.

Plötzlich lief ihm neben einer Laterne, die mühsam mit ihrem gelben, öligen Dochtauge blinzelte, ein schwärzliches Männlein in den Weg, beladen mit Ledertaschen und Mappen.

„Herr Rat, mit Ihrer Erlaubnis", er nahm die Pfeife aus dem Mund, „Schnitte, Kupferstiche in großer Auswahl und präziser Arbeit, der besten Künstler..."

Es war unklar, warum der Wanderkrämer mit seinen Holzschnitten auf den Einfall kam, just diesen Menschen anzuhalten und ihn noch dazu Herr Rat zu nennen. Weder sein Anzug noch sein Gesicht verrieten Wohlhabenheit und den Wunsch, die verehrlichen Wände seiner Behausung mit Bildern zu zieren. Doch der Mann im dunklen Rock blieb stehen und schien im ersten Augenblick nicht zu begreifen, was man von ihm wolle. Der Händler, wahrscheinlich ein Mährer oder Venezianer, sprach mit schlechtem Akzent und sein Käufer war schwerhörig. Sein Stöckchen unter die Achsel zwängend schob er die Unterlippe etwas vor und hielt die Bilder mit kurzen, behaarten Fingern gegen das armselige Licht der Laterne. Der Händler hieb seinen Hut auf die pechschwarzen Locken und besah den Herrn mit feurigen, wie Kohlen glühenden Äuglein. Und da war auch etwas zu sehen. Der Herr im dunklen Rock mit gelben Knöpfen war wirklich höchst sonderbar. Ein nachlässig gebundenes, rosarotes Halstuch verdeckte den Kragen des Hemdes. Der braune Samtrock war sehr schlecht und für die kräftige, etwas gebeugte Gestalt seines Eigentümers etwas zu eng geschnitten. Was für ein grimmiger Herr — dachte der Krämer. Das Antlitz barg etwas Tierhaftes, Ungeheures, aber Anziehendes. Es war gut und schrecklich zugleich.

„Ein Löwe, ein wahrhafter Löwe." Eine breite, platte Nase, ein scharf geschnittener Mund, Falten am Kinn, schwere Kinnladen, die Wangen durch Blatternarben entstellt. Ein brauner Löwenrachen, ein zorniges, erbostes Löwenhaupt. Noch nie hatte der Krämer solch merkwürdigen Menschen gesehen. Er ärgerte sich, ihn angehalten zu haben. Ihm fehlte jedoch die Kraft, sich zu bewegen. Die Pfeife erlosch. Man hätte ohne Ende stehen und schauen, man hätte den Hut abnehmen und jedes Zucken der Brauen, jedes Aufblitzen der tiefliegenden Augen erhaschen mögen. Etwas Außergewöhnliches lag in allem und der Händler fühlte, wie ihn Gänsehaut von den Fersen aus überlief. Würde ihm dieser Herr befehlen, ihm ins Ungewisse zu folgen, er ginge ohne sich zu bedenken. Aber der stand noch immer mit zusammengepreßten Lippen da und warf verächtlich die Blätter durcheinander: Wiener und Salzburger Ansichten, Landschaften mit Wiesen, Wasserfällen, Ruinen, einige Kupferstiche: Prinz Eugen, Kaiser Leopold, die Schlacht bei Leuthen, bei Hohenfriedberg, die Belagerung Wiens durch die Türken, die Einnahme Belgrads...

„Nein', bemerkte der Herr, „für mich ist da nichts" . . .

„Vielleicht etwas Modernes, Euer Gnaden", schrie der Händler fast im Schrecken, daß der andere ginge, „unterhaltsame Bildchen letzter italienischer Arbeit . . ."

Das erste der unterhaltsamen Bildchen zeigte einen Überfall Frankreichs auf England, ausgeführt von einem witzigen, mit großer Phantasie begabten Künstler. Schwere Artillerie wälzte sich durch einen unter dem Kanal angelegten Tunnel. Am Meer griffen wütende kleine Dampferchen ingrimmig englische Fregatten an und bombardierten Dover. Diese Schaben und Mauerasseln ähnlichen Dampferchen stießen wie besessen Rauch aus den Kanonenrohren. Auch in der Luft tobte der Kampf. Eine Anzahl Ballone vom Muster der Brüder Montgolfier kreisten über London. Der Untergang der Inselbewohner wäre sicher gewesen und die Überwältigung in die Augen springend, wenn nicht eine Legion geschwänzter Teufel den armseligen winzigen Bonaparte in den Tartarus gezogen hätte, wo für ihn schon Kessel mit siedendem Pech bereit standen. Die Gerechtigkeit Gottes triumphierte.

Aber das Löwenhaupt warf dieses Bild mit Ekel von sich.

„Niedertracht! Was noch? Sicher dieselben Albernheiten!"

Das zweite Bild malte scherzhaft das Frühstück des Ersten Konsuls und Minister Pitts. Vor ihnen auf der Schüssel lag wie ein Kapaun oder Ferkel eine dicke dunkle Kugel, die sie mit Schlächtermessern verbissen unter sich teilten und mit riesigen Gabeln festhielten. Der Erste Konsul schnitt ein feistes Stück Europa ab und griff bereits nach Indien und China über, während der Minister sich seelenruhig das blaue Gelee der Ozeane herunterhackte. Bonaparte war höchst lächerlich dargestellt: eine riesige Feder am Hut, vom Winde zerzaust, machte ihn einem kleinen, gereizten Hahn ähnlich.

„Wozu trägt Er diesen Unsinn herum!" schrie der Mann im dunklen Rock. „Hat er nichts Besseres zu tun!"

„Wer?", stotterte der Krämer.

„Er, Er!" tippte der Mann mit dem Finger auf die grüne Weste des Händlers, der entsetzt zurückfuhr: die Augen des Herrn blitzten nachtdunkel und drohend.

„Werfe Er augenblicklich diesen Schund fort!" rief finster der Mann und stampfte mit dem Fuße auf. Es schien, als ob sich ihm die Haare sträubten und den Hut vom Kopfe in die Höhe höben. Der Händler erstarrte und fror vor Entsetzen.

„Der Satan!" huschte es ihm durch den Sinn.

„Jesus, Maria!" brüllte er mit heiserer Stimme, daß die Vorübergehenden sich umsahen, packte die Taschen und rannte schnell wie ein Hase davon.

Und der Mann im dunklen Rock stand eine Weile, bewegte die Lippen und trippelte weiter. Der Sprühregen wurde dichter. In schneller Folge fielen die Tropfen vom Hut. Der Mann beschleunigte seinen Schritt. Und im Gehen verflog scheinbar der Ärger so schnell, wie er gekommen. Das Antlitz beruhigte sich — der Löwe wurde wieder träge. Nur die Augen zeigten nie schwindendes bedrohliches Flackern. Der Mann schritt dahin und sein Geflüster verschlang in Fetzen der Nebel, seine Gedanken flossen wie brodelnde Ströme. Einer jagte den andern, stellte sich ihm in den Weg, flackerte auf und erstarb, ohne imstande zu sein, sich voll zu entwickeln, ohne zu schwerem Granitblock erstarren zu können. Etwas hemmte ihren reißenden Lauf vor dem Ende, etwas verhinderte das siedende Gebrodel des feurigen Stromes, überzufließen und in den geschmei-

digen Grenzen einer harten, eben erst gefundenen Form zu erkalten. Gleichzeitig aber stieß etwas diesen glühenden Gedankenstrom weiter — und hörte nicht einen Augenblick auf, seine jähzornige, Funken sprühenden Wogenkämme vorwärts zu jagen. In all dem lag eine Unruhe, eine Anspannung des Willens, der gleich einem riesigen Raubvogel sich im engen Käfig herumschlug und an den rostigen Stäben die Krallen blutig riß. Es wäre interessant gewesen, das Gesicht dieses Menschen zu beobachten. Es wechselte ganz plötzlich seinen Ausdruck: es beruhigte sich, schien einen Augenblick lang aufgehellt, dann wieder verfinstert und wie mit Wolken verhängt, es erstarrte zu steinerner Maske und flammte jäh auf in Zerrissenheit wie gepeitscht von glühenden, beißenden Winden. Etwas lag darin von den Stürmen einer mächtigen Urgewalt und ihrem Ringen in den unendlichen Weiten des Kosmos.

Niemand jedoch interessierte sich für diesen Menschen. Der Haufe der Gaffer stand, die Hände in den Taschen, gegenüber dem prächtigen, mit seiner stolzen Front und den ruhigen Säulen jedoch etwas kühl anmutenden neuen Gebäude. Eisentor und Steinflechtwerk fesselten es mit ihren schlanken, sicheren Linien. Ohne Unterbrechung fuhren die Wagen auf die Rampe und zogen sich in langer Schlange bis zum verträumten Park, der die schallenden Ausrufe der Vorreiter und das Aufklingen der Hufe an sein feuchtes, erst vor kurzem wieder erwachtes Herz drückte.

Laternen und Leuchter warfen lange Lichtgassen und das ganze Haus stand im Strahlen seiner Fenster wie in blitzendem Feuerwerk. Wagen und Pferde wuchsen in dieser Lichtflut zu vergoldeten, geröteten Ungetümen, die Wappen auf den Türen und die Borten auf den Livreen der Lakaien glitzerten und flossen über den versilbernden Nebel. Das Dunkel des Abends trat zurück und lauerte von ferne — es wagte nicht, sich mit dem Licht zu messen.

Und der Mann im dunklen Rock trat zum Erstaunen der Menge ruhig in den Lichtstrom, ging vorbei an den livrierten Dienern, vorbei an Mantillen und Mänteln, unter denen manchmal unwillkürlich Spangen und Sterne aus Diamanten und Rubinen aufglühten, Epauletten und Degenscheiden funkelten. Ohne Eile schritt er über die Treppen in das Innere des Gebäudes.

Zwei rüstige Lakaien in hellblauen Kitteln verbeugten sich vor ihm an der Tür, und ein beleibtes, hastendes Herrchen — vielleicht der Hofmeister — zerfloß in freundlicher Eile.

„Guten Abend, Herr van Beethoven. Geruhen ins Kabinett Seiner Exzellenz."

„Guten Abend, Herr Kudrjawsky", lächelte auch der Mann im Überrock. Die von seinem Hut fallenden Tropfen schimmerten silbern auf dem schachbrettartigen Fußboden des Vestibüls, als er dem Zimmer zustrebte.

Die Stafetten nach St. Petersburg gingen jetzt täglich, manchmal auch zweimal am Tage. Die tschechischen Bauern und die galizischen Juden waren gezwungen, die greulichen Flüche der Feldjäger der Gesandtschaft anzuhören, die, bis über die Ohren, bis über die Adler auf den Tschakos vom Aprilschmutz bespritzt, über die aufgeweichten Poststraßen sprengten und die Pferde zu Tode jagten. Das Etterheimer Ereignis belästigte nicht nur die Bauern, Juden und Kuriere, es verdarb vor allem dem Grafen und Gesandten Andreas Kyrylowytsch Rosumovsky gründlich die Laune. Die Lage änderte sich täglich, verschlimmerte und verdüsterte sich. Erst gestern hatte der Gesandte sich vor Fürst Czar-

toryski im Bericht über das Gespräch mit dem Vizekanzler gelobt, sein Vortrag „dérangea visiblement la contenance du vicechancelier" und heute früh waren alle vorhergegangenen Erfolge zunichte. Während der Morgenaudienz des Diplomatischen Korps in der Burg ging Kaiser Franz, nachdem er mit Rosumovsky höflich über das schlechte Vorfrühlingswetter geplaudert hatte, auf den Gesandten Champagny zu und beglückwünschte ihn zur Errettung des Ersten Konsuls vor dem verbrecherischen Anschlag der Verschwörer George Cadoudal und Graf von Artois.

. . . Cette félicitation inconcevable fût entendue par un de membres du corps diplomatique, qui était à côte de l'ambassadeur. Elle est presque généralement connue. C'est avec un sentiment pénible que l'on fait de semblables découvertes surtout quand l'expérience a démontré, qu'il ne faudrait qu'une impulsion différente pour tourner dans le maître en force contraire cette faiblesse qui est devenue la force de son cabinet . . ." schrieb Graf Andreas empört und besorgt nicht mehr an Czartoryski, sondern an Kaiser Alexander. Man konnte Rußland nicht lieben, ihm nicht trauen, aber solch ein Außerachtlassen der Ereignisse, das schon die balance politique angriff, bewies überdeutlich die Perfidie des Wiener Hofes. Ein unerhörter Angriff auf die Rechte der Völker, ein Anschlag auf den Frieden Europas: dreißig Dragoner aus der Straßburger Garnison übersetzten bei hellichtem Tage den Rhein, betraten das Territorium des souveränen, unabhängigen Fürstentums und entführten beinahe vor aller Augen den mit den ersten Herrscherhäusern, mit diesem Wiener Hofe blutsverwandten Prinzen! Und dies alles tut der Vizekanzler Kobenzl mit einem Achselzucken von sich: „Vous voyez, comte, que nous sommes à la bouche du canon et que nous serons anéantis avant que vous puissiez nous secourir . . ."

„A la bouche du canon!" lächelte der Graf und legte die Feder weg, um die Seite mit Sand zu bestreuen: —erdröhnten doch schon endlich diese Kanonen und setzten dem sinnlosen Versteckspiel mit diesem Fuchsgesicht ein Ende! Entweder legt der Korse uns alle in Fesseln, oder wir ihn. Denn endlich wird die Lage zweideutig —man ist nicht sicher, ob nicht schon heute chiffrierte Nachrichten von Colloredo und Kobenzl an Talleyrand gehen. Eine schöne Koalition, zum Teufel! Im übrigen —jeder tut für seine Haut, was er kann . . .

Trafen Parchym und Panas sich,
Trieben auf das Feld die Ochsen,
Oudij mit Charkó erschien drauf
Grüßte: Brüder, bleibt gesund!
Väterchen, was bringt die Kunde
Über das christliche Volk?
Rasend scheint es uns zu laufen,
Die Armee sammelt der Feldherr,
Denn der Vogt ist ungebärdig,
Schlecht scheint er zu prophezeien,
In die Höfe sieht er immer . . . .

Der Graf erinnerte sich an die Verse des unbekannten Poeten, die er vom alten Ilija Bezborodjko zu Weihnachten dieses Jahres in Baturyn abgeschrieben hatte. Wenigstens witzig, und machte sich über die ganze Koalition Parchym, Panas, Charko und Oudij lustig, die er zu Narrenköpfen stempelte. Deshalb hatte der Graf sein Werk eigenhändig abgeschrieben und es in der Schatulle verborgen, in der er alle seine ukraini-

schen Andenken aufbewahrte. Dieser Vers erinnerte ihn beharrlich an eine bekannte, duftige Feder, aber nein, das konnte nicht sein . . .

Noch voriges Jahr hatte der Vater des Gesandten, der alte Hetman durch einen besonderen Boten ihm ein zierliches Büchlein in Saffianleder nach Stockholm gesandt. Seit der Zeit führte es der Graf stets in den obersten Koffern mit sich. Und auch heute lag es mit dem angefangenen „Genius der Christenheit" des Herrn Gesandtschaftssekretärs des Ersten Konsuls in Rom hier auf dem Tischlein. Der Graf lächelte, streckte unwillkürlich die Hand nach diesem kleinen Büchlein aus, um es blindlings aufzuschlagen und die ersten Zeilen zu lesen, die in die Augen fielen

Hier ist Erde, Männer,
Nicht weit entfernt,
Sizilien — reiches Land
Ersteht vor meinem Blick . . . *)

Je weiter Graf Andreas las, desto mehr vergaß er Ettenheim, Kobenzl und Stafetten und sein feines, leichtes Lachen stieß flatternd an die kühlen Wände des Kabinetts. Der Lakai, ins Vorzimmer tretend, sah die silbernen Locken der gräflichen Perücke zittern und die Schultern zucken, als befände sich ihr Herr im Fieber. Der Lakai lief aufgeregt an den Sessel heran und Andreas Kyrylowytsch fing seinen erschrockenen Blick auf.

„Dummkopf! Was willst Du?"

Er legte das Buch weg und griff wieder nach der Feder. Unnötig hatte er sich geärgert, jedoch erinnerte ihn der Lakai wieder an die Stafette, die auf den Bericht wartete. Und die Chiffreschrift, die er nie gut beherrschte, zusammenstoppelnd, führte er die Feder knirschend über das Papier. Er beendete den Geheimbericht über zwei Leute, die Czartoryski interessierten . . . „Celui, qui se trouve sub littera A. est Mr. Gentz, littérateur distingué dans la langue allemande et dont la plume, s'étant exercée souvent en français est capable de quelque energie dans cette langue. Le second sub littera B. est Mr. Pozzo di Borgo. Ce dernier est de nation corse, il a rempli dans sa patrie des postes importants lors de troubles que l'ont agitée . . .

„Cavaliere Pozzo di Borgo!" schallend fiel die Stimme des Lakaien ins Kabinett, das schon in Dämmerung getaucht war. Schnell bedeckte der Graf den Brief mit der Streusandbüchse und nickte. Cavaliere di Borgo hatte immer Zutritt ins Kabinett, ebenso wie Gentz und Beethoven. Die beiden ersten jedoch gehörten bloß zur Kategorie der „amis de balance politique", doch Beethoven war nach Ausspruch des Grafen „ami de coeur et de l'élévation de l'âme".

„Die richtige Zeit, endlich dieses Stückchen zu zerbeißen", dachte Rosumovsky. Er hatte Czartoryski den Cavaliere als sicheren Vertrauten dargestellt, doch wußte er im Grunde nicht, woran er war.

Eben durchschritt leichten Fußes ein schlanker, schöner Mann das Kabinett, die Hand am Degen. Das olivenfarbene Antlitz verriet augenblicklich seine Herkunft. „Un chevalier accompli" nannte man in Wien diesen Adjutanten des Generals Paoli, diesen immer höflichen, eleganten Jüngling mit seiner leisen, einschmeichelnden Stimme und den Schlangenaugen. Schlangenhaft waren aber nicht nur die Augen, sondern die ganze geschmeidige Gestalt, die zarten, jedoch starken Hände, der schwebende Gang.

*) Es ist die Rede von der Travestie „Aeneis" von Iwan Kotlazewskyj, die im Jahre 1798 erschien. Ein Exemplar von „Aeneis" von Kotlazewskyj befand sich sogar im Reisekoffer Napoleons im Jahre 1812.

„Guten Abend, Cavaliere. Ich freue mich, Sie zu sehen!"

Der Korse drückte die Finger des Grafen und setzte sich auf die Kante eines Stuhles im Dunkel. Umsonst versuchte der Graf, ihn dem Fenster gegenüber Platz nehmen zu lassen. Er beugte den Oberkörper etwas vor, schlug die Beine übereinander und schwieg höflich, auf des Grafen Anrede wartend.

„Der kann nicht im Dienste Englands stehen", dachte der Graf. Und er fragte: „Was gibt es Neues, Cavaliere?"

„Nichts, Exzellenz, weniger als nichts. Alle Ungeduldigen warten auf Lösung der Angelegenheit des armen Prinzen von Enghien. Der Usurpator wird, denke ich, nicht so kühn sein, die Hand nach seinem Kopfe auszustrecken. Der Usurpator gibt sich mit Pichegru und Moreau zufrieden..."

„Ohne Zweifel", sagte ernst der Gesandte. „Ich warte von Minute zu Minute auf eine Depesche über die Freilassung des Prinzen. Die französische Regierung weiß sehr gut, daß sie mit dieser Tat alle Sympathien auslöscht, welche noch — und das ist sehr zweifelhaft — bei irgend jemand vorhanden waren. Um so mehr werden sie sich beeilen, ihren unvorsichtigen Fehler gutzumachen. Und Gentz, Cavaliere?"

Die Schlange lächelte giftig und zischte leise: „Herr Gentz studiert die Finanzen und das Billardspiel. Gestern verspielte er 1000 Gulden. Überhaupt lebt er in der letzten Zeit entschieden übers Budget. Coiffeurs, Parfums, Weine — man könnte denken, er lebe auf offene Rechnung des englischen Königs . . "

Nun lächelte der Gesandte. Er verstand die Andeutung di Borgos gut. Jedoch, mit der Zigarettendose spielend, antwortete er überlegt und sicher wie immer:

„Herr von Gentz ist ohne Zweifel ein sehr guter Literat. Die ganze europäische Politik, das ganze europäische Gleichgewicht hängt an der Spitze seiner Feder. Er weiß das und verkauft sie an alle Staaten, an alle Kabinette, mit dem Einen jedoch, daß er immer gegen Frankreich und die Revolution schreibt. Und das ist die Hauptsache. Wir sehen deshalb auf viele Sachen durch die Finger. Wien die Augen über die jakobinische Gefahr zu öffnen ist nichts weniger als notwendig... Herr von Gentz erfüllt einstweilen seine Aufgabe tadellos und wir sind zufrieden . . . "

„Und doch dient dieser Mensch England", dachte der Graf und fuhr, nunmehr scherzend, fort: „Zur Sache, Cavaliere. Ihr Landsmann, General Napoleon Buonaparte durchlebt jetzt heiße Tage. Man sagt, Méneval sei nicht imstande, nach seinem Diktat zu schreiben. Es ist schwer, ihm eine bewundernswerte Widerstandskraft und Ausdauer abzusprechen. Es liegt darin etwas teuflisch Großes . . ."

Pozzo di Borgo wurde schwarz vor Wut. Die Schlange fuhr mit gereiztem Zischen herum.

„Bitte, Exzellenz, diesen gemeinen Renegaten nicht meinen Landsmann zu nennen! Jeder einzelne Laut seines Namens macht mich zittern vor Haß."

„Der könnte mit einem Stilett zustechen ohne zu erschauern", dachte der Gesandte, „sicher hat er auch jetzt ein Stilett bei sich"... Er dachte an Neapel, an die Königin Maria Karolina, Erinnerungen an verklungene liebe Tage der Jugend. Er lächelte und hörte Pozzo di Borgo zu, der mit unverhülltem Eifer sprach. Wirklich, der Name des Ersten Konsuls ließ ihn erzittern. Die Schlange verbarg sich nicht mehr in den Augenhöhlen, sondern erhob sich, aus giftigen, erbosten Pupillen Blitze schießend.

„Ein Komödiant, Scharlatan, bemitleidenswerter Konjunkturritter, Abenteurer und Rasender! Zur Zeit der Revolution spekuliert er im Verein mit Bourienne mit den Häusern der guillotinierten Aristokraten, geht in geflickter Uniform herum, spielt einmal den Gemäßigten, ein andermal den Jakobiner, trägt die Kokarde der Tricolore, schleicht sich an Robespierre heran, schreibt im Geheimen schmeichlerische Briefe an Paoli, bespricht sich mit Salzetti, will scheinbar sein Vaterland befreien, verrät es aber im entscheidenden Augenblick und bombardiert seine Vaterstadt — treu dem Convent und Frankreich, dem Frankreich der Revolution — um nicht viel später denselben Pöbel mit Kartätschen auseinandersprengen zu lassen, der ihn so feurig empfangen; bringt Barras an die Macht, um ihn darauf hinterlistig zu vernichten und sich selbst auf den warmen Platz in den Tuilerien zu setzen . . . Exzellenz, liegt darin etwas Großes, in dieser Kette von Verrat, Hinterlist und Gemeinheit? Und überlegen Sie, daß die Kette noch nicht vollendet ist! Denken Sie an Bernadotte, den unglücklichen Toussaint l'Ouverture, Moreau, und nun dieser unerhörte, räuberische Überfall auf Ettenheim! Sein ganzes Glück, daß seine Umgebung so ist wie er: Augereau, Masséna, Ney, Lannes, Murat, Davoust — lauter Landstreicher, Diebe, Räuber, Fleischer, Bäckergesellen, Hirten . . . Nein, Exzellenz, das ist einer der Scharlatane, an denen unser Zeitalter reich ist. Das ist ein Frosch, Exzellenz, und wird platzen, bevor er imstande ist, sich aufzublähen."

„Ihr Eifer ist edel, Cavaliere di Borgo", lächelte Rosumovsky, „denn er entspringt Ihren patriotischen Gefühlen. Jedoch, wäre es so, könnten die Gesandten ruhig in ihren Gesandtschaften sitzen und auf das Zerplatzen des Frosches warten. Aber leider ist dem nicht so. General Buonaparte — das ist die Revolution, die Bedrohung der alten, guten Ordnung. Revolution, Cavaliere, nicht Frosch. Ein Kentaur. Und die Größe Buonapartes liegt darin, daß er den Kentaur Revolution sattelte. Wir werden, Cavaliere', seufzte der Graf, „alles tun, was in unseren Kräften steht, um den wahnsinnigen Lauf des Kentauren aufzuhalten . . ."

„Ich höre, Exzellenz", Pozzo di Borgo neigte das Haupt. Und der Graf, mit den Fingern auf die Mosaikplatte klopfend, fing trocken und sachlich an zu sprechen:

„Wir stehen vor einem neuen, entscheidenden Kriege. Kaiser Alexander ist bereit, alle Vorurteile Europas in Bezug auf Rußland zu zerstreuen und zum Schwert zu greifen, um endlich einmal und für immer der Hydra der Revolution den Kopf abzuschlagen. In der neuen Koalition bildet Rußland für Frankreich einen unvorhergesehenen Machtfaktor. Die zweite Macht sind — die Admirale Englands. Was Österreich betrifft, ist das Begräbnis der venezianischen Löwen und die Beschwichtigung Genuas den Habsburgern eine bedrohliche Warnung und sie werden sich nicht noch ein drittes Mal über die Alpen wagen. Besonders nach Marengo und Hohenlinden. Der Wiener Hof weiß das und deshalb spielen sie mit uns Verstecken. So muß man diesmal den entscheidenden Punkt in Deutschland suchen. Es wird im neuen Krieg das letzte Wort haben. Sie werden so gut sein, Cavaliere, weder Geld noch Zeit zu sparen und Ihr Augenmerk auf die Zusammenkunft der Agenten Sr. Majestät des Königs von Preußen mit den Agenten der Bourbonen zu richten. Sie werden so freundlich sein, unsere Vermutungen über die Unterredung Graf Stadions in Berlin um jeden Preis zu bestätigen. Und endlich wäre es interessant, irgend etwas über die Reformen in der Armee des Generals Scharnhorst zu erfahren... Das wäre alles . . ."

Die grauen Augen des Grafen glitten über die heißen Augen des Cavaliere. Die saugten sich fest wie glühende Kohlen. „Wenn er wirklich England dient, wie Maglia sagt, verliere ich nichts", dachte der Graf und erhob sich. Nach ihm stand auch Cavaliere di Borgo auf.

„Vergessen Sie nicht, Cavaliere", setzte der Graf lebhaft hinzu: „je eher wir uns rühren, desto besser für uns. Die französische Armee ist im Norden aufgerollt, jeden Augenblick fertig zum Angriff auf England, sie kann Rhein und Donau rascher überschreiten, als wir davon verständigt werden können. Buonaparte ist schnell wie der Blitz."

Der Cavaliere drückte die kühlen Finger des Gesandten und stahl sich leise zur Tür.

„Bleiben Sie nicht für den Abend? Heute spielt Schuppanzigh ein neues Werk Herrn Beethovens . . ."

Pozzo di Borgo verneigte sich schweigend und breitete die Arme aus.

„Lord Mintow", dachte Rosumovsky. Aber die Schlange glitt bereits aus dem Kabinett. — —

Canovas Klio verlöschte im Winkel zu einem unklaren, bleichen Klumpen. Die Bücher in den Schränken hinter dem gläsernen Bollwerk der Scheiben ließen schweigend ihre goldenen Rücken schimmern. Koch, Stieler, Füger und Reinhart dunkelten in ihren Rahmen. Im Kabinett dämmerte es schon lange. Kanten und Wandecken flossen ineinander, rundeten sich in dem Dämmerlicht, das wie Fittiche eines seltsamen, langgefiederten Vogels über dem Raume hing; es strich um das hohe Fenster und schweifte um den Hausherrn, umschmeichelte ihn wie ein Hund. Der Hausherr saß am Tischchen, lehnte den silbernen Kopf an die Kissen des tiefen Sessels, in Gedanken verloren. Er war wie ein Zauberer der alleinige Beherrscher des ganzen Sammelortes der Erscheinungen, die sich wie Fledermäuse gegen das Fenster warfen oder schweigend erstarrten, gefesselt an die Einbände der Bücher, an die marmornen Statuen, die leichten, windhauchzarten Porzellanfigürchen, an das schwere Gold der Rahmen, die kreisrunden Miniaturen Meister Isabeys.

Draußen klapperten die Hufeisen, fuhren Kutschen vor, doch Rosumovsky beeilte sich nicht. Gräfin Elisabeth empfing allein die Gäste im Salon und entschuldigte ihn mit dringender Arbeit, obwohl die Stafette wahrscheinlich schon die Brünner Straße dahineilte Aber die Gräfin wußte, daß die Dämmerung seine geliebte l'heure de la reverie war. Früher, als der Graf noch Geige spielte, war das die Stunde der Improvisation, die Stunde der Eingebungen, aber nun — der Graf gewahrte es mit Trauer —wurde die Dämmerung bloß zur „l'heure de la réminiscence", ein sicheres Zeichen des Alters, des kraftlosen Alters, da ringsum nur Erinnerungen schweifen, da die Vergangenheit alles birgt und das Schönste weit zurückliegt. Und der Graf lächelte — alles, zum Teufel, das die Vergangenheit festhielt, strahlte wie die Sonne.

Jeder Tag war ein flammendes Feuerwerk, ein sorgloses Spiel mit dem Schicksal. Sohn eines Hirten aus dem dumpfen Lemeschi und später durch die märchenhafte Laune des Geschickes, durch einen Handstreich des Lebens selbst — des Hetmans der ganzen Ukraine, brannte er seine Spuren den Wegen von Land zu Land durch Europa auf, glänzte auf den Höfen und in den Residenzstädten der bedeutenden Dynastien, hielt das Schicksal von Völkern und Staaten in der Hand, kannte alle Geheimnisse der Empfangsräume und Schlafzimmer der gekrönten Häupter, pflückte Lächeln von den Lippen der schönsten Frauen Europas, von denen Be-

rühmtere und Hochgeborenere nicht einmal zu träumen wagten . . . genug, wunderbar und seltsam, jedoch immer unbekannt sind die Wege der Menschen . . . Wien, Neapel, Stockholm, Petersburg, Warschau, Baturyn, London, Kopenhagen, Stralsund. Über das Antlitz von Andreas Kyrylowytsch glitt abermals ein Lächeln. Stralsund: azurblaues Meer und sonnengoldener Tag, die Jacht und die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt neben ihrem hinkenden, überspannten Verlobten, dem Kaisersohne Paul, die zukünftige Kaiserin von Rußland . . . Doch — zu jungenhaft war dieser grausame Betrug am Freunde! Armer Paul, armer Paul! Teuer mußte er für die Verbannung nach Baturyn bezahlen . . .

Baturyn*)... das verträumte Haus mit seiner prächtigen Front und den Säulen, mit dem Hetmansflügel, mit ungezählten Vorratskammern, Ställen und Kellern; und am Gang des alten Flügels ein rotwangiger Greis mit einem Stöckchen, immer gepudert und parfümiert, mit silberner Tabaksdose in den Händen, eben erst von einer Patience, von Buffon, Jean Jacques „Heloïse", der „Geschichte Karl XII." des farnesischen Philosophen oder dem Pharao mit der zänkischen Apraxina kommend — Seine Durchlaucht, Hetman der Ukraine beiderseits des Dnipro, Feldmarschall und Graf Kyrylo Rosumovsky. „Ach was, Kudrjawsky, Achmetka hat sich wieder den Fuß verstaucht? U-lu-lu-lu-lu!" . . . Bereiter, Hundeführer, Jäger mit Habichten, Windhunden, Treibern, Fremde und Bekannte aus Darahaniwka, Lalytschi, Pasika, Baklaniw... Hudowytschi, Streschyntzi, Darahany ... „U-lu-lu-lu! Hetz' ihn, hetz' ihn —den Geschwänzten!" ...

„Spiridion", rief unerwartet der Graf, sich im Sessel herumdrehend. „Sicher balzen in Potschep schon die Auerhähne?"

Der Lakai, der auf Zehenspitzen durch das Kabinett ging und dachte, der Graf schlummere, blieb stehen und sein Gesicht zerfloß in einem breiten Lächeln.

„Wahrscheinlich noch nicht, Euer Durchlaucht. So um Mariä Verkündigung fangen sie an."

„Aber die Schnepfen ziehen?"

„Freilich ziehen sie, ohne Zweifel ziehen sie."

Das ist die heutige „l'heure de la reverie". Das ist richtiges Heimweh, das erste nach so vielen Jahren, da Neapel, Venedig, Wien Heimat waren . . . Zum erstenmal hatte man Sehnsucht, auf einen Augenblick wenigstens dieses Gottesgeschenk, diese von Nebeln umwallte, von singenden Winden umwehte alte Kosakensiedlung an der Desna wiederzusehen.

Graf Andreas erhob sich, trat an das regenüberschauerte Fenster und unwillkürlich, aus sich selbst heraus, lief es die hohen Wände entlang vorbei an pausbäckigen Amoretten:

Der Kosake ist nicht hier,
Ritt hinter die Desna . . .

Und Spiridion und die Kosaken Rosumovskys in ihren blauen Röcken, die Spiridion aus dem Vorzimmer hereingelockt hatte, fielen freundschaftlich ein:

Kleines Mädchen, warte nur
Bis zum nächsten Frühling . . .

Sie wußten, er würde sich nicht ärgern. Wenn er selbst singt — ist er ohne Zweifel gut. Und dazu noch solch ein Lied. Der Gesandte winkte sie näher heran — der Vorsänger der jungen Burschen, der Erste auf den

*) Baturyn — eine Stadt in der Ukraine (Tschernyhiw-Land) war im 18. Jahrhundert Residenz der ukrainischen Hetmanen.

Abendunterhaltungen sowie in den Hirtenlagern — Väterchen Alexander Rosum wurde in ihm lebendig und überlieferte dem Neffen ein Stück der sammetweichen Stimme, die einstmals Prinzessin Elisabeth bezaubert hatte.

Und im Augenblick kehrte sich der alte Sojm von der Desna nach den siwerischen Nebeln, umfing die Konotoper Wiesen mit seinem silbernen Arm, hinter den Dämmen rauschte der blaue Strom. Graue Wälle und graue Hügel erstanden auf den Grenzen des Hetmanlandes. Über Hluchiw, über Esman und Starodub hinaus begaben sie sich. Staubwolken wirbelten über den Weg nach Romodan, nach dem Zaporoger Land. Regimenter der Hetmansgarde bewegten sich von Netschos nach Otschakiw. Säbel klirrten, Roßschweife wehten, Pferdemähnen sträubten sich, die saffianledernen Bügel knarrten, es neckten sich die Kosakenmädchen. Hinter den Reitern drein zog ihre Sehnsucht, vorbei an zitternden Weiden auf den Dämmen, vorbei am blauen Sojm im verträumten Schilf.

Sie verliebt in den Kosaken
Sich im Schein des Mondes . . .

Eben trat Herr Kudrjawsky mit dem Leuchter ein und wollte schon die Kosaken beschimpfen, daß sie so lange die Kerzen nicht entzündet hätten. Die vergoldeten Buchrücken flimmerten, Canovas Klio wurde im Licht wieder zu kantigem Marmor, die porzellanene Amaryllis dämmerte auf und die Ruinen Kochs wurden wieder heiter, von Rasen umgrünt. Die Rahmen lohten wie von Flammen ergriffen. Die mit blauer Seide bezogenen Stühle liefen an den Wänden hin, gesetzt, mürrisch. Die Verzauberung schwand aus dem Kabinett — es wurde heiterer, doch kühler.

Der Graf, geblendet vom Licht der Kerzen, schloß unwillig die Augen und wendete sich um: — gestützt auf die Kaminecke stand der Mann im dunklen Rock.

„Herr van Beethoven!" rief Rosumovsky, „wir waren so vertieft in unseren Gesang, daß wir gar nicht bemerkten, wann Sie hereinkamen ..."

„Seien Sie so gut und singen Sie weiter, Exzellenz", sagte van Beethoven.

„Das sind Spielereien, Maestro, patriotische Gefühlsäußerungen . . . das ist eines der Lieder meiner sangesfreudigen Heimat. Sie ist so reich daran . . ."

„Ich weiß" nickte Beethoven, „darum möchte ich auch zuhören. Außer Ihrem ‚Kosaken jenseits der Donau' kenne ich nichts."

Trotzdem konnte man den Gesang nicht fortsetzen. Die Kosaken schämten sich und stürzten in ihr Vorzimmer. Die Traumstunde des Gesandten war vorbei. Er war wieder trocken und kühl, in sich verschlossen. Trotzdem versprach er, dieses Lied aufzuschreiben. Beethoven setzte sich aufs Sofa und legte die kurzen Hände mit den stumpfen Fingern auf die Knie. Der Haarschopf à la Titus fiel in dichter, zerzauster Mähne in die Stirn, die jemand nicht mit Unrecht antiker Tempel genannt hatte. Sie war klassisch in ihren einfachen, edlen Linien. Das düstere Antlitz war nur manchmal aufgehellt wie eine Gebirgskette, die plötzlich die Strahlen der durch finstere Wolken brechenden Sonne treffen. Beethoven wurde von Tag zu Tag düsterer. Seit dem Aufenthalt in Heiligenstadt verschwanden die tiefen Furchen an den Mundwinkeln nicht mehr und die in die Ohren gestopften Baumwollbüschel standen immer mehr hervor. Trotzdem war er noch nicht vollständig taub. Dafür heiterte sich der Gesandte auf. In der modernen Pariser Halsbinde funkelte ein Diamant und Diamanten funkelten in den Sternen auf der Brust. Das schneeige Weiß des Jabots durchschnitt ein blaues Ordensband und der Kragen des Rockes

flammte im Golde des gestickten Laubes. Für seine fünfzig Jahre sah er jung aus. Der Spiegel warf seine silberne Perücke (der Graf konnte das zeitgenössische Jakobinertum in den Frisuren nicht ausstehen) und das etwas blasse, kühle Gesicht zurück.

„Kosaken — sind das ukrainische Flibustiere?" fragte nach einiger Zeit Beethoven. „Zu ihrer Zeit waren sie durch ihre Überfälle scheinbar eine Bedrohung der Pforte?"

„Oh nein, Maestro. Die Kosaken sind eher eine Organisation nach Art der Malteser-Ritter, freilich (lächelte der Graf) mit einer Ihnen sympathischen demokratischen Färbung. Vergessen Sie nicht, Maestro, daß die Zaporoger Kosaken durch fast drei Jahrhunderte der spiritus movens der Freiheitsbestrebungen der Ukraine waren . . ."

„Ja", sagte nachdenklich Beethoven. „Daß die Ukraine stets nach Freiheit dürstete, das weiß ich *) . . . Mich wundert nur", er erbebte und seine Augen heiteten sich streng auf den Grafen, „wie Sie, Exzellenz als Patriot Ihres Landes für ein Imperium arbeiten können, das Ihr Vaterland seiner Freiheit beraubte?" Der Gesandte stutzte, lächelte jedoch nach einem Augenblick. Beethoven war manchmal rauh und sprach Dinge, die zu sprechen es sich nicht geziemte.

„Ein politisches Geschäft, Maestro, nichts weiter. Der Kosake Rosumovsky arbeitet für das Imperium ebenso wie der Pole Czartoryski, das heißt, einer wie der andere sehr wenig. Sie können sich nicht vorstellen, wie weit die Vorbehalte, meine Person betreffend, in St. Petersburg gehen und wie weit sie noch gehen können."

Lange und aufmerksam betrachtete Beethoven den Grafen.

„Wollen Sie sagen, Exzellenz, daß Sie im Verein mit Czartoryski wie zwei Samsone das Heiligtum der Philister von innen heraus zerstören wollen?" Der Gesandte antwortete nicht. Um das Thema zu wechseln, fragte er Beethoven, von dessen Lippen das spöttische Lächeln noch nicht geschwunden war, was in der Stadt geschähe. Beethoven wurde ernst und beklagte sich mit sichtlicher Unzufriedenheit über die Ruhe. Wien schweige wie in der Messe, in der Öffentlichkeit spreche man wahrscheinlich aus Angst vor Spionen sehr wenig.

„Aber dafür spricht die Musik", unterbrach Rosumovsky mit der ihm eigenen Gewohnheit, das Gespräch von kritischen Themen abzuwenden. „Ein wirklicher Markt von Komponisten. Wien wird zur musikalischesten Stadt unter der Sonne. In den Tabernen, auf den Höfen, auf der Straße nur Musik, aus jedem Fenster Musik. Nicht die Spione, sondern Ihr Herren Komponisten Sr. Apostolischen Majestät des Römischen Kaisers zwingt uns gewöhnliche Sterbliche, zu schweigen . . ."

„Unsinn!" sagte ärgerlich Beethoven. „Ich betrachte mich selbst als einen Menschen, der alles in allem bloß ein paar Takte geschrieben hat."

„Aber Meister! Und Ihr Oratorium, Ihre Symphonien, und die Ouvertüre zu Fidelio, die Sonaten?"

„Nichts!" Ungeduldig bewegte Beethoven die Lippen. „Gerade so, wie alle von meiner Sonate cis-moll sprechen und ich mit ihr gar nicht zufrieden bin. Ich bin mit nichts zufrieden", scharf erhob er die Stimme und in seinem Antlitz zuckten abermals Blitze; sein Blick flammte auf und erlosch wieder. „Das ist alles nichts wert. Zuckerwasser. Nicht nur ich allein —Méhul, Gaveaux, Cherubini — alles dasselbe gezuckerte Wasser. Unsere Zeit erfordert nur Schöpfungen gewaltiger Geister. Nur sie wären imstande, den schlechten, bedauernswerten, nur mit ihren eigenen, kleinen

*) „L'Ukraine a aspiré d'etre toujours libre" — Voltaire, „Geschichte Karl XII".

niedrigen Angelegenheiten beschäftigten Menschen ihren Stempel aufzudrücken. —Unsere Zeit... unsere Zeit . . . Man betrachtet die Musik als Versüßung des Lebens, doch die Musik ist eine — Leidenschaft. Unerbittlich und rücksichtslos. Der Kampf zweier Elemente vor unseren Augen. Aber auf uns ohne Eindruck. Eine Form aus Stahl —der Inhalt lodernd es Feuer. Eine Familie von vier Instrumenten — zu wenig. Posaunen, Fagotte, Becken, Waldhörner...Auf alle Fälle Waldhörner ... Denn einem Walde gleich sind die wühlenden menschlichen Leidenschaften. Angst und Leiden. Größe und Nichtswürdigkeit. Wort und Tat — beide wie Blitze, beide Göttern gleich. Und der Mensch, der die Gesetze niedertritt, zersprengt die morschen Fesseln, ersteht neu, vollständig neu — er reißt die Dämme ein, kein Sklave, —kein Sklave . . . Ein Held, Antäus, Prometheus, ein Titan — kein Sklave..."

Hier brach seine scharfe Stimme ab. — Über die Stirne liefen Wolken. Wozu sage ich ihm das — dachte Beethoven. Auch er hat Sklaven und ist selbst Sklave . . . Er saß wieder wie versteinert und schweigsam da. Der Gewittersturm war vorübergegangen und verlor sich ohne Donner hinter den Felsen. Die Sonne schien nicht. Nur dichte Wolken zogen, bleigrau, unheilschwanger, gewichtig. Sie schlichen über den Horizont, bedeckten ihn, türmten sich auf wie unbehauene Granitklötze, wie Basaltblöcke. Die Form fehlte noch. Nur der Inhalt war da, mächtig, den Raum sprengend wie in den Tagen der Schöpfung. Das Wolkenchaos suchte noch die festen Grenzen einer Form. Es wartete auf den Funken, auf den Zusammenprall der Elemente, um in einem blendend, betäubenden Riesenbrand aufzulodern und dem erneuerten, reinen Horizont als mächtiger, erstarrter Block zu entwachsen, in neuer Form, mit neuen Kanten und Linien. Aber ihre Geburtsstunde war schwer, die Elemente näherten sich einander noch nicht.

Rosumovsky ging im Kabinett mit gesenktem Kopf umher. Die Absätze seiner neuen, mit Perlmutterschnallen geschmückten Schuhe knarrten. „Was für eine Exaltation, was für eine Exaltation, — aber die haben sie alle . . . Sturm und Drang . . . Schiller . . . Goethe . . ."

„Maestro, können Ihnen die ukrainischen Lieder etwas nützen?"

Beethoven nickte. Ihm gefiel ihre melancholische Traurigkeit, verbunden mit dem seltsamen Ungestüm der Steppe.

„Aber jetzt noch nicht . . . jetzt beschäftigt mich etwas anderes."

Der Gesandte wollte eben darnach fragen, aber der Privatsekretär Sr. Exzellenz, Ribeaupierre bat, in den Salon zu gehen. Gleichgültig erhob sich Beethoven. Der Graf blickte unwillkürlich in den Spiegel und rückte am Orden.

Graf Andreas hielt sich auf seinen Donnerstagsempfängen streng an die Etikette. Die Modernen spotteten über diese Laune, fügten sich ihr jedoch. Der schon längst aus den Frisuren verbannte Puder war hier Pflicht und junge Lebemänner, die an einem Abend imstande waren, einige Häuser zu besuchen, mußten nach dem Empfang bei Rosumovsky Hals über Kopf nach Hause jagen, um sich diesen verhaßten Zusatz zu ihren Locken herunterzuwaschen. Ebenso unerläßlich waren die Degen, aber verpönt und sogar den Anstand verletzend war das Rauchen. Deshalb veranstaltete Gräfin Elisabeth für die an die Fortschrittlichkeit des Hauses Thun gewöhnten Gäste sozusagen ohne Wissen ihres Mannes jeden Sonnabend in ihrem Flügel Empfänge, auf denen es auch den Damen erlaubt war, zu rauchen. Doch hier willfahrte die Gräfin in allem dem Grafen und an ihrer Seite zu sitzen, war nur Prinzessinnen älterer Geschlechter

erlaubt. Trotzdem schreckten diese Vorschriften, die durch Herrn Kudrjawsky, den ehemaligen Zeremonienmeister des Hetmans strengstens beobachtet wurden, die Gäste nicht ab, sondern lockten sie eher an; denn wie jede Neuheit wurde ihnen auch schon die Mode der Einfachheit zuwider. Und wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so war der Salon des Gesandten — dieses blendenden arbitri elegantiarum —der Wohnsitz der Musen und des scharfen Witzes, die Stätte der politischen Fechtkunst und die Festung der alten, guten Ordnung diese Verbeugung vor dem Althergebrachten schon wert. Er war es auch wert des Weines, den selbst der Kaiser ohne Bedenken getrunken hätte, der ukrainischen Sauerkirschen, im Winter aus den Baturyner Warmhäusern geholt, und des Astrachaner Kaviars wegen, bei dessen Erwähnung die alten und jungen Wiener Feinschmecker verzückt die Augen schlossen. Aber es war kein Wunder — beim besten Willen hätte sich weder ein Clam-Martinic, noch ein Lichnowsky oder Kinsky das erlauben können, was sich der Sohn des ukrainischen Hetmans mit einem Vermögen, doppelt so groß als das Sachsens oder Hessen-Darmstadts erlauben durfte. Wenn man Wien ein zweites Paris nannte, war dies zu großem Teil ein Verdienst des Gesandten. Um so mehr, als der Haarkünstler Gräfin Elisabeths, der berühmte Léonard, früher Hofkosmetiker und Leibarzt des unglücklichen Louis XVI. war. In Wahrheit galt Graf Andreas als treuerer Hüter der alten Ordnung als sein Nachbar —Kaiser Franz. Während die Burg und mit ihr Wien in der Fülle der Neuerungen des Boulevards und des Cafés Frascati versanken. hinter denen die Fratze des entmenschten Pöbels deutlich hervorschielte, konnten im Salon des Gesandten jakobinische Haartrachten à la Titus und Caracalla die göttlich royalistischen ailes de pigeon nicht verdrängen. David rief hier aufrichtige Empörung hervor. Méhul ein verächtliches Achselzucken. Chateaubriand (seit der Amnestie) kühles Schweigen. Nur allein Beethoven ward mit merkwürdiger Nachsicht geduldet. Im übrigen kannte man ihn nicht.

Als Graf Andreas mit dem Meister in den Salon trat, trennte man sie; Lichtkaskaden, der Glanz der Seiden, der Perlen und des Goldes blendeten das Auge. Fächer schwankten hin und her und öffneten sich in leuchtenden Farben. Turbane à la Turque, à la Tippo Sahib krönten die Köpfe, Schulterkragen, Tücher, Tuniken raschelten und wanden sich wie feurige Schlangen, flatterten auf gleich märchenhaften Schmetterlingen, schmiegten sich wie Blütenblätter um die marmorweißen Schultern der Schönheiten, umschlangen ihren schlanken Hals, küßten ihre zarten Hände. Im glasklaren Parkett spiegelten sich die kleinen Schuhe mit ihren schwarzen, gekreuzten Bindebändern um die schlanken Füße, es gleißten und flossen die Röcke der langen, geraden, in strengen Linien gehaltenen Kleider im Licht. Daran konnte bereits niemand etwas ändern — der neue Stil richtete sich nach der Mode, die sich Schritt für Schritt um die Jahrhundertwende Bahn brach. Im Nebel des Vergangenen versanken die prunkvollen Roben, die Fontangen, die schweren Neapler Seidenstoffe. Die Reifen der Krinolinen verbarg man auf den Dachböden und vergaß das joviale, phantasievolle, schmeichlerische und unaufrichtige Zeitalter Watteaus. In den geraden und schlichten Linien barg sich die edle Einfachheit der Soldatenzeit, der heldenhaften Wege durch den Sand von Damanhur und Syrien, der Gardekolonnen General Buonapartes . . .

Graf Andreas fühlte den vorwurfsvollen Blick seiner Frau nicht — er erzitterte gleich einem Pferde, das die Trompete zum Sturm vernimmt. Er wurde jung, heiter, und lächelte. Er trat in den Strahlenkranz des

Wiener Sternenhimmels, unter die blühenden Schönheiten Europas, Maria Prinzessin von Württemberg, groß und stattlich, mit nachtdunklen Augen saß neben den Töchtern des berühmten Prinzen von Ligne — der Prinzessin Fefe Palmi, einer fröhlichen blauäugigen Blondine und Flora, der „Blumengöttin", wie sie venezianische Poeten in ihren Versen nannten; drei Polinnen, eine schöner als die andere — die Gräfinnen Krasinska, Zamojska und Lanckoronska, die vom ersten Tage an Wien gefangen nahmen durch ihre phantastischen Kleidereinfälle und die Perlenketten ihres klingenden Lachens, das auch hier ohne Rücksicht auf die Etikette die strengen, ernsten Mauern zauberisch entlang lief; die stolze Ungarin Gräfin Erdélyi, lodernd gleich einer Flamme, mit Haaren so schwarz wie Rabenflügel und beerenroten Lippen; die schlanke, blasse Gräfin Therese von Braunschweig und ein ganzer Schwarm von Fürstinnen und Gräfinnen Kinsky, Pirgen, Clam-Martinic, Lichnowsky, Lobkowitz; die liebliche Künstlerin Willmann, die winzige Gräfin Urgheim, die blonde Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, die kräftige und rotbackige Prinzessin Wittelsbach, die Prinzessin Waldstein — alle schienen sie den alten Bildern Tizians entstiegen zu sein, die an den Wänden hingen; sorglos heiter und gefallsüchtig drehten sie sich in buntem, strahlendem Wirbel vor den Augen Rosumovskys. Und inmitten dieses Blumenstraußes erblickte man goldbestickte Röcke, mit Achat ausgelegte Degenscheiden, die weißen Uniformen der Ulanen und die prächtigen himbeerfarbenen Röcke der Husaren, die Jabots und Perücken der Greise, die schneeweißen Halsbinden der Jünglinge. Der dunkelhaarige Graf Nikolaus Esterhazy, der berühmte Hitzkopf mit seinen phantastischen Orgien und Kavalkaden, der riesige Starhemberg, der schlauäugige Kinsky und der gebräunte Czernin scharten sich um den Erzherzog Rainer, rotwangig und ungeschlacht. Der Literat Gentz lächelte bissig und gähnte im Stillen während der Unterhaltung mit dem überlustigen Direktor des Burgtheaters Schikaneder und dem Dirigenten der Hofkapelle, Salieri. Der dicke Maler Füger unterhielt die Damen mit Erzählungen über die Frau des Ersten Konsuls. Der unansehnliche Theologe Ammenda drückte sich in eine Ecke und setzte dem Architekten Montuoe etwas auseinander, der jedoch nicht zuhörte und die Tragbalken des von ihm unlängst erbauten Hauses betrachtete. Der Engländer Lord Canwilliam und Carlo Lichnowsky, die Männer der Schwestern der Gräfin Rosumovsky, der Gräfinnen Thun hörten aufmerksam dem gebräunten, geschmeidigen Giovanni Baptista Maglia — dem geheimen Bewacher des Gesandten — zu. Ritter von Anstett, der Sekretär der Gesandtschaft, beugte sich über den Lehnstuhl des alten Lobkowitz, der ab und zu aus der Tabakdose schnupfte.

Der Salon des Grafen war heute wirklich farbig und glänzend, wie niemals zuvor, diente dem Gehirn und dem Herzen Wiens, seinen Hoffnungen, nahm die besten und auserwähltesten Menschen seiner Zeit gastlich auf und war eines der Lager des konservativen, gemäßigten Europas.

Und der sternübersäte, in Ordensbändern strahlende Hausherr — der Sohn des Schafhirten aus Lemeschi und zugleich Sohn des ukrainischen Hetmans stand hier inmitten von Grafen und Fürsten, deren Geschlechter sich im dunklen Nebel der Jahrhunderte verloren gleich einem wohltätigen Genius, einem Orakel.

„Graf, Gesandter, Exzellenz! Um Gottes Willen, sagen Sie uns doch, was mit dem armen Prinzen von Enghien geschehen wird? . . ."

Rosumovsky breitete in gut gespielter Verzweiflung die Arme aus.

„Wenigstens heute keine Politik, meine Herren . . ."

„Eben erst habe ich mich von ihrer Last befreit und komme, um seelisch auszuruhen, aber scheinbar lauert sie mir auch hier a u f . . ."

„Sie sind schlecht, Exzellenz", hob ihren hübschen Kopf Prinzessin Maria. „Ganz Europa blickt heute auf den Gefangenen von Vincennes und nimmt sich seine Leiden so tief zu Herzen, und Sie spaßen . . . Ist Ihnen denn das Schicksal des Prinzen gleichgültig?.. ." Kleider, Uniformen und Röcke umgaben den Fürsten in mächtigem Ring. Die erregten Gesichter und die Stille sagten ihm, daß am Geschick des Prinzen wirklich alle lebhaften Anteil nahmen. Rosumovsky wurde ernst, verbeugte sich gegen die Prinzessin und sprach feierlich:

„Ich versichere Sie, daß alle Befürchtungen verfrüht sind, dem Prinzen Louis Antoine Henri soll kein Haar gekrümmt werden. Der Erste Konsul weiß gut, was ihn das kosten kann. Sicher ist der Prinz in diesem Augenblick schon frei . . ."

Durch den Salon ging ein leises Aufatmen. Die Versicherungen des Gesandten beschwichtigten alle aufrichtigen und unaufrichtigen Sorgen. Gräfin Zamojska zwitscherte temperamentvoll:

„Sehen Sie, meine Herren, der Gesandte ist derselben Ansicht wie ich. Das ist sicher nur ein Mißverständnis . . . "

Rosumovsky neigte den Kopf mit einem ganz kleinen, offenen Lächeln des Spottes.

„Aus Ihnen, Gräfin, spricht das übertriebene Gefühl Ihrer Landsleute für General Buonaparte, aber ich kann Sie versichern, daß in der Politik Niederträchtigkeit ein relativer Begriff ist. Besonders auf dem Wege zur Festigung seiner Macht, den, wenn ich nicht irre, unser kleiner Attila beschritten hat."

Die Gräfin Zamojska wurde bleich und verstummte. Die Sympathien der Wiener Polen für den Ersten Konsul waren sehr schlecht getarnt. Kein Wunder — hatten doch viele von ihnen Verwandte und Bekannte in der Legion und die sehr jungen Gräfinnen aus Galizien spielten diskret, doch oft den Marsch General Dombrowskis auf ihren Clavichorden. Mit Rosumovsky jedoch lebten sie in Frieden —vielleicht in Erinnerung der Dienste, die er einst Thaddäus Kościuszko erwiesen hatte.

„Wie kann man, wie kann man nur", ächzte der beleibte Lichnowsky, „jetzt noch irgendwelche Sympathien und Gefühle für diesen Abenteurer aufbringen? Attila — richtig hat ihn Exzellenz benannt, ein Hunne, doppelt gefährlich durch die Zubereitung mit dem Pfeffer des Herrn Voltaire! Ein aufgeklärter Hunne in phrygischer Mütze, gestützt auf die Laster Talleyrands und die Missetaten Fouchés, auf die Bajonette der — Fleischermesser! Und das zu einer Zeit, da die Tochter des unglücklichen Königs Louis sich ohne Vaterland, ohne Sympathien in der Welt herumschlägt."

Der armen Gräfin Zamojska war es nicht angenehm, den Anlaß zu solch aufrichtiger Empörung gegeben zu haben. Doch man hatte sie vergessen. Das Gespräch ging auf ein Thema über, das alle erregte. Rosumovsky spielte ungeduldig mit einem Kettchen. Er wollte das Gespräch auf ein anderes Gebiet lenken, aber er war nicht imstande, sich einzumischen.

„Das Ungestüm", lärmte Lichnowsky. „Alle sagen, das Ungestüm eines einzigen Menschen, eines einzigen Menschen, meine Herren! Ist das nicht eine Schande? . . . "

„Man kann ihm gewisse . . . gewisse . . ." begann trocken Starhemberg und stockte.

„Genialität, wie?" zwinkerte listig Lichnowsky.

„Na, das wäre zu viel. Fähigkeiten, wollte ich sagen, ein kleines soldatisches Talent, dazu unglaubliches Glück . . . Spiel des Schicksals . . ."

„Alles Unsinn", Lichnowsky errötete zornig. „Weder Fähigkeiten, noch Talent, noch Glück. Der Abenteurer spekulierte nicht nur gut mit den Häusern Condés und des Prinzen von Orléans. sondern auch mit den revolutionären Wirren. Er brauchte sie und sie brauchten ihn — als Schild. Nicht das Ungestüm Buonapartes, sondern das Ungestüm der Revolution, der Augenblick des Aufbrausens der niedrigsten blutdürstigen Instinkte, die Zügellosigkeit des jakobinischen Pöbels droht uns, meine Herren. Die Hydra erhob ihren Kopf kühn im Antlitz Buonapartes. Heute der Prinz von Enghien, morgen der Prinz von Baden, übermorgen der König von Preußen — ceterum censeo — wir stehen vor der größten Gefahr der Geschichte — vor dem siegreichen Feldzug des Pöbels."

Rosumovsky, der den wortreichen Redefluß Lichnowskys nicht unterbrechen konnte, nahm den Arm seines Schwagers Lord Canwilliam, doch sein stets eisiges Gesicht verriet Bestürzung. Sie wandten sich dem Fenster zu.

„Graf", sprach leise der Lord, „das was Sie sagten, nahm ich als bloße Beruhigung dieser Angststimmung auf. Sicher sollte man diese Ereignisse nicht über Gebühr aufbauschen, sondern sich um so mehr bemühen, ihre Folgen nicht nur im schlechten, aber in gutem Lichte vorauszusehen. Sagen Sie mir jedoch aufrichtig: sind Sie sicher, daß der Prinz befreit wird? . . ."

Seine grauen, verschleierten Augen bohrten sich in Rosumovskys Blick. Der lachte, aber nur einen kurzen Augenblick. Dann sah er seinen Schwager entschlossen an.

„Selbstverständlich bin ich dessen nicht sicher. Aber ich glaube nicht, daß Buonaparte es wagen wird, die Todesstrafe über ihn zu verhängen. Das würde bedeuten, der Rechtsordnung Europas den Fehdehandschuh hinzuwerfen und Luneville sowie Amiens auszulöschen."

„Gut. Ich bin zufrieden. Ich dachte ebenso."

Steif und langsam ging der Lord auf eine Gruppe von Damen zu, die am Tische saß. Rosumovsky sah sich plötzlich nach Beethoven um. Dieser merkwürdige Mensch interessierte ihn weit mehr denn alle andern Gäste. Es schien ihm, Beethoven wollte heute mehr sagen, als er in Wirklichkeit gesagt hatte. Jedoch hatte er es sich scheinbar überlegt. Ach, das war nicht Mozart, nicht Haydn, nicht Salieri und nicht Alberte Brecher! In ihrer Gesellschaft fühlte sich der Graf frei, behandelte sie sogar leicht von oben herab, fast so wie Kudrjawsky oder Ribeaupierre. Ribeaupierre komponierte gute Berichte und Memoiren, sie komponierten Musik. Und alle dienten sie auf irgendeine Weise dem Grafen oder anderen, erleichterten ihnen das Leben, stärkten ihre Macht und ihre Stellung. Und Beethoven schien zu fordern, daß man ihm diene. Rosumovsky ertappte sich oft Beethoven gegenüber auf einem merkwürdigen Gefühl von sklavischer Minderwertigkeit. Aber nicht allein Rosumovsky — auch anderen wurde vor Beethoven beklommen zumute. Beethoven hatte etwas Souveränes, Gerades, das die Menschen aufstörte und sie in Angst erschauern ließ.

Endlich entdeckte er Beethoven, der in die Tiefe des Salons gegangen war und neben dem Flügel stand, von Zeit zu Zeit die Gäste ironisch musternd. Er wollte sich ihm nähern, jedoch Fürst Kinsky zog ihn wieder in die Flut der Gespräche. Sie unterhielten sich augenblicklich gegen ihre Gewohnheit über Herrn Chateaubriand, über seine angeborene Unab-

hängigkeit und darüber, daß er nach den Geschehnissen in Ettenheim unzweifelhaft seine Demission einreichen würde. Dieser Träumer, der sich so unvorsichtig vom aufgehenden Stern des kleinen Korsen begeistern ließ, würde dies sicher bereuen. Der Tyrann und Despot stößt ihn gewiß ebenso ab, wie die auf Speere gespießten Köpfe bereits seinen revolutionären Eifer abgekühlt hatten.

Von Anstett verließ den alten Lobkowitz und ging zu Beethoven. Der lächelte wohlwollend: beide Sekretäre der Gesandtschaft, der große Chevalier von Anstett" und der „kleine Chevalier Ribeaupierre" gefielen ihm. Leise tippte er mit einem Finger die Melodie, die er heute im Kabinett gehört hatte. Noch immer war die Stirn beschattet, ab und zu liefen leichte Falten darüber hin. Etwas lange Bewahrtes, Geheimnisvolles riß sich überraschend aus dem Unterbewußtsein, um gestaltlos wieder zu versinken. Salon und Gäste waren fern, verschwanden. Schwärme eingenisteter, zu Knäueln verflochtener und verwickelter Gedanken erwarteten den zündenden Blitz, der mit einem heftigen Schlage die meisterhaft gefügten Knoten dieses Wirrsals durchschlagen hätte. Etwas hinter der Stirn Verborgenes drängte ans Licht, brannte und beunruhigte.

„Warum sind Sie so einsam, Meister?" fragte von Anstett. „Interessiert Sie die Gesellschaft nicht?"

„Es gibt nichts Dümmeres als die Mächtigen dieser Erde", lächelte Beethoven. „Ich bin zufrieden, daß sie mich nicht mit ihren Fragen quälen, die sich mit so ganz anderen Dingen beschäftigen. Worüber reden sie die ganze Zeit? Prinz von Enghien?"

Von Anstett nickte und spitzte die Ohren. Den Blick nachdenklich irgendwo hin oberhalb der Köpfe der Gäste gerichtet, sagte Beethoven: „Viel Lärm um nichts. Der Prinz an und für sich ist endlich nur ein unbedeutender kleiner Mann — doch Buonaparte vernichtet in ihm das Traumbild der alten Ordnung."

„Glauben Sie, Meister, der Prinz sei verloren?"

„Ich hoffe", erwiderte Beethoven. „Buonaparte treibt die Revolution ihrem Höhepunkte zu . . . "

„Wirklich?" lächelte von Anstett. „Aber vielleicht beschließt er sie?"

Scharf blickte Beethoven den Chevalier an. Fernes Wetterleuchten zuckte in seinen Augen und von Anstett wurde bange, wie vor nicht langer Zeit dem wandernden Bilderhändler. „Er ist so merkwürdig", dachte er. „Womit habe ich ihn eigentlich verletzt?" Beethoven bewegte ärgerlich die Lippen, preßte sie zusammen und wollte noch etwas sagen, aber in diesem Augenblick verbeugte sich Schuppanzigh höflich mit der Geige unter dem Arm und fragte, ob es nicht Zeit wäre, zu beginnen. Der Gesandte gab ein Zeichen. Das politische Gespräch zog sich ins Unendliche und er wollte heute zuhören. Der kleine stramme Sina stimmte seine Bratsche. Weiß, zart und sehr dünn in seinem schwarzen Rock, ließ sich mit dem Cello nieder. Linke warf seine kastanienbraunen Locken zurück und verneigte sich lächelnd vor den Gästen. In seinem Rock steckte eine Blume, auf der Treppe von der Künstlerin Willmann wie zufällig fallen gelassen. Linke gefiel ihr, aber er war arm. Deshalb zog sie ihm Graf Esterhazy mit seinen phantastischen Banketten und seinen als Türken und Russen verkleideten Freunden vor.

Die Gäste hörten die Klänge der gestimmten Instrumente, verstummten und eilten, Platz zu nehmen. Die seidenen Pelerinen der Damen raschelten und sie flüsterten hinter den Fächern einander zu. Allen war noch der Abend frisch im Gedächtnis, da der Meister, verärgert durch die

Unruhe im Saale das Spiel unterbrach und bemerkte, für solche Schweine wolle er nicht spielen. Damals war etwas in seiner Stimme, wovor die Gäste verstummten; wie Kieselsteine und Ameisen lief es ihre Rücken hinab. Und heute war sein Löwenhaupt besonders umwölkt. Prinzessin Fefe Palmi erzitterte und schmiegte sich an die Schwester. Prinzessin Maria warf einen ärgerlichen Blick auf die Polinnen, die immer noch nicht zur Ruhe kommen konnten. Und inmitten der Stille begann Schuppanzigh sein Spiel.

Die drei Grazien, wie man die drei Gräfinnen Thun — jetzt Lichnowsky, Canwilliam und Rosumovsky —nannte, begannen als erste zu klatschen. Denn nach dem letzten Ton schwieg der Salon lange wie betäubt, wie versteinert, als könne er sich nicht erklären, was mit ihm geschehen sei. Und als er zu sich kam und anfing zu klatschen, nahmen die Wände dumpf den Schall auf als etwas Fremdes, ihnen nicht Zugehöriges. Die Wände waren fröhliches, ausgelassenes Spiel gewohnt und halb wehmütige, halb kokette Melodien. Und die eben verrauschenden Töne waren drohend und feindselig, erklangen aus einer fremden, geheimnisvollen und mächtigen Welt und zerrten durch ihre unbändige, ungehemmte Leidenschaft, ihre übermächtige, halbelementare Raserei an der Seele. Wahrlich, die Klänge kamen aus einer andern Welt; das fühlten alle Anwesenden genau. Das machte auch den Beifall karg und unsicher. Doch barg diese Kargheit einen guten Teil Aufrichtigkeit in sich. Noch mehr als das — er war feindlich und unwillig. Denn der, dem man den Beifall zollte, war ihr Feind. Das war nicht der geliebte Mozart, noch der freundliche Haydn, das war weder der melodienreiche Grétry noch der ihnen so gut bekannte, leichte und sorglose Cherubini — das war jemand, dessen Wille und Begabung diese erschreckenden Klänge heraufbeschwor, die Ruhe und Sicherheit sprengten, Angst erweckten und ungehemmter prophetischer Auftakt eines noch unbekannten, noch nicht erfühlten, jedoch in seiner jungen, überschäumenden Kraft bereits furchterregenden Lebens waren. Nein, dies war keiner der Ihren. Das war der Feind!

Beethoven neigte hölzern sein Haupt mit der zerzausten Mähne. Er trat zurück, kreuzte die Arme über der Brust und sah düsteren Blickes über die Köpfe hinweg. Schuppanzigh verbeugte sich unablässig, Linke packte seine Violine in den Kasten, Sina starrte Beethoven an, als wolle er von seiner Stirn sein Geheimnis ablesen. Weiß hätte sich gerne verschämt zurückgezogen, wagte es aber nicht. Erglühenden Antlitzes saß er noch immer am Stuhl und hielt sein Cello.

Nach dem Gesandten erhoben sich alle. Sie schoben die Stühle zurück, rauschten mit den Kleidern und wieder bewegten sich die Fächer wie Flügel bunter südländischer Vögel. Die Diener wandelten wie Geister mit Platten herum, in deren Silber die Flammenzungen der Kerzen badeten. Im Salon wurde es laut und lebhaft wie in einem Bienenstock.

Lobkowitz nahm den Arm des Gesandten und trippelte auf seinen alten, dürren Beinchen zu Beethoven. Ihnen nach kamen andere, um den neuen Künstler interessiert aus der Nähe zu betrachten. Denn viele hatten von ihm, von seinen Konzerten und privaten Musikabenden in Wien schon gehört, aber nur wenige kannten ihn.

„Herr van Beethoven", zischelte der zahnlose Lobkowitz, „Sie sind — der erste Komponist nach unserem Herrgott . . ."

Beethoven zog sich anfangs feindselig vor dieser ihn umringenden glänzenden Schar zurück. Er bemühte sich wie immer, den Schlag in

voller Bereitschaft aufzufangen und ihn sofort mit doppelter Wucht zurückzugeben. Er wußte jedoch nicht, ob der alte Fürst scherze oder im Ernst spreche.

„Unsinn . . ."

„Nein, Meister", sprach Rosumovsky „Dieses Largo war wirklich göttlich... Aber auch fürchterlich war es", murmelte er nachdenklich in dem merklichen Bestreben, sich an etwas zu erinnern.

„Ja", sprach er weiter, die Falten auf der Stirn mit unsicherer Hand glättend. „Ich beginne zu verstehen. Musik ist keine Unterhaltung. Sie ist ein kleiner Teil des Kosmos. Sie übermittelt uns merkwürdige und ferne Prophezeiungen. Und doch", wieder wurde er nachdenklich, „ist es mir schwer, alles zu begreifen ... Ich hörte wirklich aufmerksam zu, jedoch.."

Rosumovsky lächelte und mit der ihm eigenen Kunst, sich in jeder Lage zurechtzufinden, breitete er halb fröhlich, halb scherzend die Arme.

Langsam wandte ihm Beethoven sein ernstes Antlitz zu. Man sah, wie es sich belebte.

„Das Largo?" sprach er, „Ich freue mich, daß Sie es aufmerksam angehört haben. Das ist ein Dialog, Exzellenz. Der Kampf zweier Anfänge, zweier Elemente... Wenn ich schreibe, entsteht vor meinen Augen ein Bild . . . So auch hier zwei Weltanschauungen, zweierlei Moral . . . Feuer und Wasser . . . Leben und Tod . . . Der Einzelne und die Masse . ."

„Metaphysischer und philosophischer Stoff", unterbrach ihn Fürst Lobkowitz „Die Musik, Meister, liebt das Philosophieren nicht. Musik — ist Helle, ist Klarheit. Deshalb verstehe ich Sie gar nicht, obwohl ich mir an der Musik scheinbar die Zähne ausgebissen habe . . . Habe ich doch Haydn und Mozart großgezogen . . ." (der Fürst drehte sich den Gästen zu, die bejahend nickten.)

„Esel!", dachte Beethoven. „Er wird niemals begreifen. Mich versteht niemand. Mich wird man erst später verstehen, nach Jahrhunderten . . ."

Er sank wieder in sich zusammen und schien zu schlummern. Mit über der Brust verschränkten Armen hörte er träge den Gesprächen zu und, wie ein schläfriger Löwe die Fliegen, wehrte er mit ungeduldigem Kopfnicken die Fragen ab. Und ein Gast nach dem andern verließ ihn und begab sich mit leichtem Achselzucken zu den Damen. Nur Rosumovsky und Lobkowitz standen noch neben Beethoven.

„Eine neue Musik, mein Fürst", sagte Rosumovsky. „Ganz neu und uns unbekannt. Eine wahrhafte Revolution . . . Ich verstehe sie noch nicht völlig, ich ringe mit ihr —aber ich spüre etwas Gewaltiges in ihr . . . Ich fürchte mich vor Ihrer Musik, Meister . . . Eben erst habe ich angefangen, mich an sie zu gewöhnen, doch brachte mich Ihr heutiges Stück abermals aus dem Gleichgewicht . . . Was soll das bedeuten?"

„Das sind nur Vorspiele zu einem großen Werk", lächelte Beethoven. „Ich möchte damit den Beginn des 19. Jahrhunderts begrüßen . . ."

„Wie schön, o Mensch
Mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige. . ."

zitierte sinnend Fürst Lobkowitz. Und erschien in diesem Augenblick mit den geschminkten Wangen, der silbrigen Perücke und dem schneeweißen Jabot so unsäglich alt —wie ein Leichnam, und seine ganze Herrlichkeit war die armselige Herrlichkeit der zur Verwesung verurteilten Phryne . . .

„Oh, wirklich", warf Rosumovsky begeistert ein. „Herr van Beethoven ist der ‚reifste Sohn der Zeit' . . . Wir beide, Exzellenz", er klopfte Lobko-

witz jovial auf die Schulter, „wir beide sind Bruchstücke des 18. Jahrhunderts . . ."

„Des glänzenden 18., Gesandter", beeilte sich Lobkowitz hinzuzufügen und, sich versonnen erhebend, stand er einen Augenblick, bewegte die Lippen, und Rosumovsky nicht von seiner Seite lassend, entfernte er sich von Beethoven. Der blieb wieder allein und verfolgte ihre Schritte — die kleinen Lobkowitz' und die härteren Rosumovskys mit spöttischen Blicken.

„Künstler, Künstler", flüsterte Lobkowitz. „Ist er wirklich ein Künstler, Exzellenz?"

„Fürst!" Rosumovsky hemmte den Schritt und vorwurfsvoll, fast empört blickte er auf den kleinen Greis. „Wenn sich unsere Nachkommen nach hundert oder zweihundert Jahren überhaupt noch unser erinnern, dann nur deshalb, weil wir das Glück hatten, Beethoven selbst spielen zu hören."

Lobkowitz wurde abermals nachdenklich und sein Kopf auf den kraftlosen dürren Halswirbeln sank noch tiefer zwischen die Schultern. Seine rotumrandeten kühlen und erloschenen Fischaugen zwinkerten.

„Ja . . . Ja . . . Sie haben recht, Gesandter. Man muß ihm eine Rente aussetzen . . . Selbstverständlich eine Rente . . ."

Im Vorbeigehen fing Rosumovsky Bruchteile der Gespräche auf, die im glänzenden Kreise seiner Gäste geführt wurden.

„...Immer diese übermäßige Anwendung der Pedale ... Die Schärfe der Phrasen . . . Eine harte Art des Spiels . . ." sagte Kinsky zu Schikaneder, der schmeichlerisch nickte.

„In seiner Musik paarten sich Krokodile mit Tauben", seufzte die Prinzessin von Württemberg. „Schreckliche Überspanntheit . . ."

„Es ist so — ein Stück Satan steckt in ihm . . ."

„Aber sein Oratorium", begann Erzherzog Rainer, ohne den Satz zu vollenden.

Rosumovsky kehrte sich gelangweilt ab, um weiterzugehen — zu den drei Grazien, die auf dem Sofa lebhaft mit dem aufgedunsenen, rosigen Salieri debattierten.

„Wie gefällt es Ihnen, Graf?" Rosumovsky fing Gentz' gedämpfte, schnarrende Stimme auf.

„Ich muß zugeben: ich ziehe die Hornisten meiner Eskadron vor!" antwortete jemand ebenso leise und lachte laut auf. Das war der leichtlebige Ulanenoberst Graf Esterhazy. In seiner prächtigen weißen Uniform stand er da und stütze sich auf den schweren Pallasch. Der Graf fing das boshafte Lächeln des Ritters von Gentz auf. Er unterhielt sich auf Kosten des Obersten.

„Richtig, Exzellenz! Wie wird das mit Ihrer Brücke? Werden Sie sie wirklich bauen?" hielt er Graf Czernin und den Architekten Montuoe an. (Das Projekt des Grafen, eine Brücke über die Donau zu bauen, um den weiten und unbequemen Umweg um die Stadt bei seinen täglichen Ausfahrten in den Prater zu umgehen, regte bereits ganz Wien auf. In diesem Plane lag königlicher Schwung und dies gefiel den guten Wienern.)

Das Quartett hatte man bereits vergessen. Prinzessin Fefe Palmi erzählte vom diesjährigen Karneval in Rom, Lichnowsky fragte Füger über seinen Entwurf zum Theatervorhang aus, Füger hörte mit gesenktem Kopf zu und antwortete träge, mit seinen dicken Fingern an der Quaste am Degen zupfend und den Türkis in der Nadel des Grafen anstarrend. Drüben berichtete Gräfin Erdélyi über ihre Reise nach Petersburg und die dortige Erstaufführung der neuen Oper Païsiellos während ihres Aufent-

haltes. Trotz allem jedoch flackerte wie ein kleiner Funke immer wieder der Name Enghiens auf und Angst lastete auf dem Salon. Sogar der Hausherr Graf Rosumovsky war heute nicht er selbst. Die Musik Beethovens hallte in seinen Ohren nach wie das Gebrause eines Wasserfalles. Und säte eine sonderbare Unruhe in seine Gedanken.

„Welch furchtbares Werk", sprach der Graf zu sich selbst und bemühte sich, aus seinem Gedächtnis heraus dieses rasende Tongewitter zu rekonstruieren, in das ihn der geniale Komponist zwang, unterzutauchen. Trotzdem mußte man die Rolle des Hausherrn spielen. Rosumovsky überwand sich und ging mit angeborenem Charme auf eine Gruppe zu, um sie sofort wieder zu verlassen und den Damen im Vorübergehen wohlwollend zuzulächeln; mit der langjährigen Übung eines höflichen und ritterlichen Hausherrn ließ er niemanden ohne Aufmerksamkeit, fühlte jedoch, daß nicht alles wie gewöhnlich sei, daß sich seine merkwürdige Stimmung allen anderen mitteile und sich alle geradeso wie er seltsam erregt fühlten, daß jedes Lachen, jeder Witz als toter, sinnloser Flitter zu Boden sank. Deutlich spürte man den Alp, der auf den Gästen zwischen den hohen Mauerbogen lastete. Sein boshaftes und messerscharfes Lächeln sehen alle, doch keiner getraut sich, dem andern davon zu sagen. Seine graue, unheilverkündende Gestalt, seine gleichmäßigen, stahlharten Atemzüge fühlt jeder, und trotzdem bemüht sich jeder, sie nicht zu beachten. Sicher und doch unhörbar schreiten seine Raubtierpfoten, riesig wächst sein Schatten bis unter die Decke und läßt das strahlende Licht der Kandelaber erbleichen, erstickt die Helligkeit der prächtigen Räume. Drohend glühen seine Augen, als lauerte in ihnen rasende Raubgier.

Auch Rosumovsky überschlich unwillkürliche Bangigkeit. Es schien ihm, als sträubten sich seine Haare unter der Perücke. Es packte ihn wilde Angst, wie nie mehr seit den Tagen der Kindheit. Man strebte hinweg aus diesem Saal: Beethoven blickte ihn an mit einem sonderbaren, grausamen Lächeln, einsam und schrecklich in dieser Einsamkeit. Ein Gewitter zog sich zusammen, das erste Gewitter des Frühlings.

Jemand berührte den Grafen leicht an der Schulter. Er kam zur Besinnung — das bleiche Antlitz Ritter von Anstetts riß ihn aus seinen Gedanken und erschreckte ihn durch seinen erregten Ausdruck.

„Was ist geschehen, Chevalier? . . ."

„Eine Stafette, Exzellenz . . . Scheinbar schlechte Nachrichten . . ."

Rosumovsky riß die Depesche an sich und erbrach das Siegel. Gräfin Elisabeth bemerkte von weitem sein verändertes Gesicht und lief durch den Saal. Die Gäste verstummten, sogar Fefe Palmis glockenhelles Lachen riß ab.

„Meine Herren", Rosumovsky erhob ernst sein Haupt, „heute morgen wurde nach dem Urteil des Militärgerichts Louis Antoine Henri D'Enghien im Gerichtshof zu Vincennes erschossen . . ."

Die Prinzessin von Württemberg schrie auf und fiel in Ohnmacht. Dem Grafen Esterhazy erstarb ein Ulanenfluch auf den Lippen. Graf Lobkowitz schüttelte es wie im Fieber. Von überallher drängten sich bleiche, erschreckte, verzerrte Gesichter um Rosumovsky. Über dem Salon lag Totenstille. Der unsichtbare Alp nur lachte grell auf und stand mit über der Brust gekreuzten Armen im Winkel, seinen riesigen Schatten über die Stirnen der Gäste werfend.

Ribeaupierre, der mit Riechsalzen für die Prinzessin angelaufen kam, wurde von Beethoven aufgehalten. Er hatte nicht gehört, was der Gesandte verkündet hatte.

„Was ist geschehen, Chevalier?"

„Der korsikanische Bandit hat den Prinzen von Enghien erschossen!" schrie Ribeaupierre ihm ins Ohr und lief weiter

Rosumovsky las den Bericht über die letzten Augenblicke des Prinzen. Ein hartes Urteil, mit teuflischer, blitzartiger Schnelligkeit ausgeführt. Auf die Frage des Gerichtspräsidenten, Oberst Hélène, ob der Prinz in ausländische Dienste treten wollte, antwortete er: „Ja, um mein Vaterland zu befreien." Und dann: „Also haben Sie Ausland um Hilfe gebeten, um gegen Frankreich die Waffen zu erheben?" —„Condé kann nur mit Waffen in der Hand in sein Vaterland zurückkehren . . ."

Die „Blumengöttin" weinte. Esterhazy klirrte mit den Sporen. Eilig verabschiedeten sich die Gäste. Die Damen umarmten die Gräfin. Man hielt sie nicht zurück —der Graf stand mit der zerrissenen Depesche in der Hand, bis zum äußersten erregt.

„Was wird geschehen, was wird geschehen, Exzellenz?" fragte, sich verabschiedend die Prinzessin Wittelsbach.

„Nous sommes à la bouche du canon, Princesse", lächelte der Gesandte, ihr die Worte Kobenzls wiederholend.

„Den Wagen der Prinzessin von Württemberg", rief von der Treppe Herr Kudrjawsky. Die Wagen fuhren vor, dumpf rollten die Räder über das regennasse Steinpflaster. Das Wetter verschlechterte sich, wurde düster und unfreundlich. Der Salon leerte sich. Schweigend, eilig entfernten sich die Gäste wie aus einem Totenhause und strebten ihren Wohnungen zu, als ob sie auch dort Begräbnisse erwarteten. Die riesigen Lakaien erstarrten neben den geöffneten Türen und die Vorreiter der letzten Wagen zerrissen Dunkelheit und Regen mit ihren Ausrufen.

Als Rosumovsky sich endlich, ärgerlich über seine Schwäche, wieder aufraffte, sah er im leeren Salon umher und erblickte nur Beethoven, der noch immer am Fenster stand. Sein Antlitz erschien hell wie der Tag, durch das Gewitter geklärt. Die Stirn, ein antiker Tempel, erstrahlte in ungewöhnlichem Glanz wie sonndurchleuchtet, die üppig über die Stirn fallende Löwenmähne schien von Feuergluten gerötet. Das Antlitz glich einer Gebirgskette, die aus den Wolken stieg und sich mächtig in ihrem eisigen Schweigen den Stürmen entgegenstellte. Nur die Blatternarben dunkelten wie Spalten und Klüfte. Die Elemente waren aneinandergeprallt, das Gewitter vorüber. Nun herrschte Helle und Klarheit, nur kleine Gedankenwolken huschten vorbei, jagten einander in der durchsichtigen Grenzenlosigkeit, zerstoben und wandelten sich in Akkorde, mächtig gleich dem Ruhmesdonner, dem Kanonengebrüll von Austerlitz, Jena und Auerstädt, in deren Mitte wie ein schrecklicher Gott der stand, der sein blitzgeladenes, sein sonnengesegnetes Antlitz nunmehr Europa zuwandte,

Ihm weihte Ludwig van Beethoven seine eben geborene „Heroische Symphonie".

„GOLDENES TOR"

Verein der ukrainischen Schriftsteller

MUR

Ukrainische Novellen

1. Jurij Kossatsch: Abend bei Rosumovsky
2. Mykola Chwylowyj: Mutter